



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Südwestdeutsche Briefe. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Südwestdeutsche Briefe.

1.

Fürstliche Badereisen mit flüchtigem Hofhalt auf den Bahnhöfen, bei-
läufige Paraden und Revuen, gastliche Feste auf den Sommerresidenzen,
Wanderversammlungen „süddeutscher“ Fachgenossen, Gesangsfeste u. dgl., —
dies alles durchtönt oder überstrahlt die Zeitungsspalten so ausschließlich,
daß man in der Ferne leicht glauben mag, das friedensselige Leben der Rhein-
lande sei darin gänzlich aufgegangen. Es ist ein Irrthum. Freilich ist die
Presse so ziemlich überall der Art erzogen und gezügelt, daß heimische Zustände
in heimischen Blättern kaum mehr als Andeutungen, Besprechungen aus
einem allgemeineren Gesichtspunkte fast gar nicht finden. Ob sie es aber
nicht könnten, ist eine andere Frage. Bequemer und unbedenklicher ist es
freilich bei jeder irgendwie häßlichen Angelegenheit, auf die von Preßgesetzen
und administrativen Einwirkungen möglicherweise drohenden Gefahren hinzu-
weisen. Doch mit Ausnahme einzelner kleiner Staaten, an deren Tagespresse
wenig zu verderben, ist die Uebung der Preßpolizei und Preßjustiz in den
Ländern des Mittelrheins lange nicht so heimlich, als im Allgemeinen in
Mittel- und Norddeutschland. Wenn wir jedoch dort sehen, wie selbst in *
und ** weitverbreitete und einflußreiche Blätter sich über die Verhältnisse und
Zustände ihres engeren und unsres weiteren Vaterlandes aussprechen, so muß
man beinahe glauben, die Farblosigkeit so vieler Zeitungen unsrer Gegenden
habe andere Begründungen, als den Druck von oben. Ihr Berichterstatter
gehört sicherlich am wenigsten zu den Verehrern der Phrase, oder jenes Tam-
tam, womit ohne Hoffnung auf einen moralischen oder sonstigen Erfolg unab-
hängige Blätter von Zeit zu Zeit vor einem hochzuverehrenden Adel und
geneigten Publicum ihre Existenz riskiren sollen. Daß dagegen Blätter, die
sich zunächst auf einen localen Absatz gründen, auch vor allen Dingen die
Verhältnisse und Zustände ihres Verbreitungskreises eingehend zu erörtern
haben, ist gewiß eine billige Forderung. Daß sie bei solchen Besprechungen
sich nicht davor fürchten dürfen, wenigstens den engen Kreis, welchen Preß-
gesetz und Preßadministration offen ließen, bis an seine Grenzen auszufüllen,
ist nicht bloß eine Pflicht gegen ihre Leser, sondern auch gegen die Gesamt-

heit der Presse; es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung. Denn je ängstlicher man die Tagespresse an der einen Stelle vor jeder leisesten Möglichkeit eines Conflicts ausweichen sieht, desto mehr wird man sich an anderen Stellen bei übergesetzlichen Eingriffen in die Bewegung weniger gefügiger Blätter auf solche Analogien stützen. Das Publicum fragt aber wenig darnach, aus welchen Gründen ein Blatt sich fortwährend blos in Andeutungen bewegt und seine ergebenste Meinung zwischen den Zeilen unsichtbar kundgibt; es hat kein Mitleiden mit dem publicistischen Märtyrertum der beständigen Angst. Es will die Sachen, so weit eben möglich, bei Namen gerufen und die Thatfachen deutlich genannt hören. Ein Blatt von überängstlicher Zurückhaltung kann die geschmeidigsten Ideen und besten Gesinnungen haben, — auch seine Gesinnungsgenossen werden es verlassen, wenn der Gegner, einerlei welcher Partei er dient, mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge hält. Dank den kleinen und großen Rivalitäten im einigen Deutschland sind darum meistens auch jene Blätter für den Leser weit durchsichtiger, welche, ohne officiell zu sein, ihre Spalten den Inspirationen der Centralstellen öffnen, die bekanntlich nicht blos in Wien und Berlin existiren, obgleich die genannten am tiefsten in die „ausländische“ Presse der Rheinlande dringen. Dies vermehrt die Macht des Einflusses ihrer Meinungen und Meinungsmacherei auch im unabhängigen Publicum. Man kann sagen, sie haben es fast schon so weit gebracht, daß der Sprachgebrauch fast ausschließlich die „preussischen“ und „österreichischen“ Blätter aus der indifferenten Masse als beachtenswerth hervorhebt und daneben die ultramontanen Blätter, die sämmtlich den Muth der Grenzbegehung ihres Bewegungsgebietes besitzen, fast einzig als „selbstständig“ anerkennt.

Darin liegt sicherlich eine große Gefahr, denn der nationale Begriff zerbricht damit in eine Parteinahme für den Dualismus, weil ein solcher das einzig Mögliche erscheint. In dieser Beziehung wirken aber die Blätter der berliner Inspiration doppelt schädlich, weil sie gegen die phrasenreiche wiener und ultramontane „mitteleuropäische“ Begeisterung fortwährend das Utopische und Undeutsche dortiger Vorschwebungen zu betonen haben und als Refrain ihren an sich sehr anerkennenswerthen preussischen Patriotismus etwas sehr aufdringlich und ausschließlich octroyiren. Vornämlich daran heftet sich nachher wieder die süddeutsche Voreingenommenheit gegen das Norddeutsche, welches man mit Preußen oder noch richtiger mit Berlin und der Kreuzzeitungspartei identifizirt. Nun ist die Brücke für den particularistischen Patriotismus geschlagen, welcher die politischen, socialen und confessionellen Zustände in den südwestdeutschen Staaten mit denen in den beiden Großstaaten zusammenhält. Preußen befand sich eine Zeitlang im Vortheil. Allein durch sein Verhalten in der orientalischen Frage hat es sich ebenso weit, ja weiter aus den Sym-

pathien des deutschen Südwestens wieder herausgedrängt, als es vor und bei dem Kriegsbeginne hineingewachsen war. Es ist ganz umsonst, wenn heute die Verehrer der „freien Entschließung“ fragen, ob denn der pariser Friede etwas Andres werth gewesen sei, als eine absolute Neutralität Deutschlands. Er wäre so nicht geworden, sagen die Einen, wenn Deutschland eine entschiedene Stellung genommen hätte. Eine Politik — sagen die Andern — welche in den größten europäischen Fragen jede entschiedene Vertretung, wengleich indirecter Interessen Deutschlands, für nicht geboten erachtet, kann nicht erwarten, daß ihr inneres Princip für Deutschland maßgebend werde, so lange die politischen Zustände der „andern“ Staaten mit den Neigungen und Bedürfnissen ihrer Bevölkerungen besser übereinstimmen, als diejenige Praxis, welcher dort die Macht eingeräumt ist.

Oestreich hatte, es ist nicht zu leugnen, während des orientalischen Kampfes erstaunlich viel Stimmen für sich, welche im Uebrigen seiner Politik keineswegs beistelen. Es hat doch ein Herz für Deutschland — sagte man. Freilich verlor sich dieser Beifall bedeutend gegen das Ende des Krieges hin. Und wenn, da sich nun alles so wendete, wie es überraschend genug kam, die Verbesserung der Valuta manche freilich nichtpolitische Stimme zu politischen Hymnen begeisterte, so wurde dieser Gesang sofort einigermaßen gedämpft, als die Zollherabsetzungen erschienen. Denn die Zollschutztheorie hat im Südwesten noch große Scharen begeisterter Anhänger, und das Oestreich bei seiner nähern Verbindung mit dem Zollvereine den Gegnern seiner zwar sehr mäßigen, doch unverkennbaren Tendenz zum Freihandel ein mächtiger Verbündeter sein werde, hatte ihm grade in der Masse einen großen Anhang auf nationalökonomischem Gebiete geschaffen. Freilich ist es sehr angenehm, für eine Menge von Waaren die Möglichkeit des Imports nach dem Kirchenstaate bedeutend erleichtert zu sehen. Aber die Consequenzen, welche sich nothwendig auf den Zollverein erstrecken müssen, und das damit gegebene Programm der zukünftigen österreichischen Stimme in den Conferenzen, — davor bebt die Gewohnheit eines behaglich eingerichteten, doch eben in dieser Behaglichkeit unter den neuern Zeit- und Verkehrsverhältnissen unberechtigten Daseins.

Schon das anwachsende Eisenbahnnetz Deutschlands hatte den Glanz und das Behagen vieler Etablissements der kleinern südwestdeutschen Staaten hart bedrängt. Die große Vorliebe ihrer Regierungen für das schutzöllnerische Princip hatte ihnen dagegen die Sicherheit in kleinern Verhältnissen wiedergegeben. Und bei diesem Princip, so wie bei der negirenden Stimmung gegen alle norddeutschen Anregungen in vielen officiellen Kreisen, hatte man dafür wol auch eine lange Zukunft erhofft. Diese Hoffnungen sind mit den neuen, überraschenden, den Zollverein treibenden Tarifänderungen Oestreichs tief erschüttert, damit jene Sympathie für den Kirchenstaat, für welchen eben nur

die nächste materielle Frage bedingend ist. Und diese Sympathien haben sich natürlich auch in dieser Richtung nicht etwa zu Preußen gewendet. Mag es sein, daß dort Kräfte wirken, welche die Herstellung einer Zoll- und Handelseinheit mit Oestreich noch über 1860 hinaus zu verlegen wissen, — im Princip, dessen Programm Oestreich mit seiner Tarifierform ausgesprochen, stimmt dennoch Preußen ebenfalls überein. Wenn nun Oestreich auf dem betretenen Wege fortfährt, so kann — dies sieht man deutlich ein — der Zollverein schon jetzt nicht wohl zurückbleiben, ohne seinen eignen Markt zu gefährden. Die schutzzöllnerischen Sympathien mehrerer kleinen Staaten fühlen sich aber ohne das Bewußtsein einer mindestens indirecten Unterstützung durch Oestreich gleichfalls auf sehr schwachen Füßen.

Was indessen hierdurch an südwestdeutschen Sympathien für Oestreich verloren ging, hat allerdings, so massenhaft es auch sein mag, keine politische Bedeutung. Dagegen wird es an Massenhaftigkeit wie an politischer Bedeutung weitaus übertroffen von der Abneigung, welche das östreichische Concordat erzeugt hat. Der rheinische Ultramontanismus hat in den frühern Kämpfen sich viel zu offen auf Oestreich berufen, dieses selbst hat mit seinen officiösen Organen viel zu entschieden Partei genommen für die oberrheinischen Bischöfe, als daß man erwarten sollte, es werde eine stärkere Macht des Staates über die Hierarchie, als bei sich daheim, nunmehr mit günstigen Blicken ansehen. Man macht sich nirgend Illusionen darüber, daß Oestreich in diesen Richtungen seinem ganzen Princip nach vor einem Entweder-Oder angekommen ist. Entweder muß es zur Erkenntniß von der Unverträglichkeit des abgeschlossenen Concordats mit seinem östreichischen, bundesdeutschen und europäischen Staatsleben kommen, — und dann wird es sicherlich die südwestdeutschen Abwehrkämpfe gegen die hierarchischen Ansprüche begünstigen — oder es glaubt die Verträglichkeit der hierarchischen Machtvollkommenheit mit der Staatsmacht dadurch herstellen zu können, daß es eine möglichst weite Ausdehnung der Principien seines Concordats begünstigt. Und dies scheint der Fall, wenn man auf seine jetzigen Bestrebungen nach dieser Richtung in Italien blickt. Die öffentliche Meinung des deutschen Südwestens sieht darin die Vorläufer gleicher Bestrebungen in den kleinern Rheinstaaten.

Wer aber mit dem Volke der Rheinstaaten lebt, einerlei ob vornehm oder nicht, einerlei welcher Partei angehörig, — etwa die pessimistisch-demokratische und ein kleines hochtorystisches Häuflein ausgenommen, — der weiß es auch, daß vielleicht keine Bewegung des öffentlichen Lebens so allgemein unpopulär ist, als die ultramontane. Thatsächliche Beweise gibts freilich bei der heutigen Passivität des Volkes für solche Wahrnehmungen selten. Aber doch grade für diese. Badens Regierung ist gegenwärtig unter denen der Rheinstaaten im ganzen deutschen Südwesten (nicht bloß im eignen Lande) die

populärste: sie verdankt es vorzugsweise jener schwierigen und keineswegs mit entscheidenden Thaten glänzenden Consequenz, welche sie auch dann dem Anstürmen der klerikalen Agitation und hierarchischen Widersacherei entgegenstellte, als sie von den übrigen Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz im Stiche gelassen war. Einen weiteren und noch schlagenderen Beweis für Südwestdeutschlands Stimmung gegen die hierarchischen Ansprüche liefern die Kammern. In keiner einzigen existirt eine „katholische Fraction“; und wenn sich bei frühern Wahlen mehre Kleriker zum Anfang einer solchen zusammengestellt hatten, so sehen wir dagegen grade bei den Wahlen von neuerem Datum, wie durch gemeinsame Verabredung, das Wiedererstehen solcher Anfänge unmöglich gemacht.

Man darf dies gewiß nicht gering schätzen. Der Rheinländer ist beweglicher, vom augenblicklichen Gefühle mehr beherrscht, als der Norddeutsche. Die ultramontane Partei hatte aber in der großen Tagesfrage, welche grade in den letzten Jahren auch bei innern Fragen die politischen Strömungen beherrschte, ihre anfängliche russenfreundliche Parole sehr gewandt mit dem Beschluß an die Westmächte (d. h. eigentlich immer wieder an Oestreich) vertauscht und bei dieser Gelegenheit sich auch sehr bald in die emphatischste nationale Phraseologie zurückgewöhnt. Sie empfahl ihre Leute mit den patriotischsten Redensarten; auch lag es nicht an ihr, wenn die Wähler so fest bei der praktischen Ueberzeugung blieben, daß die Kammern keine große Politik zu treiben, dagegen die noch sehr lückenhafte Herstellung der neuconstitutiven Verhältnisse auszubauen und namentlich gegen die bekannten Velleitäten von „staatsrechtlicher Nothwendigkeit“ u. dgl. zu vertheidigen hätten. Man hatte bekanntlich die Kammern hier und da aufgelöst und die allgemeine Stimmung war grade in diesen Staaten der Art, daß in frühern Zeiten die Wahlen sehr demokratisch ausgefallen sein würden. So aber geschah es jetzt nicht. Die demokratischen Elemente fielen vielmehr fast übereinstimmend weg; doch ebenso — wo nicht für den Augenblick solche Einwirkungen, wie die bekannten in der bayerischen Rheinpfalz überwogen — die ultramontanen Elemente neben den absolut Ministeriellen und Anticonstitutionellen. Gewisse Blätter beuteten die geringen Wahlbewegungen als Gleichgiltigkeit gegen „das Ständewesen“ aus. Vielleicht war die Bewegung so gering, weil die Meinung der großen Mehrheit schon feststand; ja, in manchen Kreisen, wo nicht grade gouvernementale Gegenhebel in Bewegung gesetzt wurden, erschien selbst die numerisch geringe Bethheiligung an den Wahlen als Ergebnis jener Sicherheit über den Ausfall, welche nicht einmal eine formelle Anstrengung mehr für nöthig erachtet. Wir mögen diese Sorglosigkeit nicht etwa loben; doch sicherlich noch weniger die Erschwerung der Wahlhandlung durch keineswegs immer absichtslose Formirung neuer Wahlkreise. Genug, das Resultat

blieb: der Constitutionalismus wurde, so weit dies unter den heutigen Zeitströmungen möglich, grade von den neuen Kammern des deutschen Südwestens wieder zu Ehren gebracht. —

Christenthum und Heidenthum.

Das wiedergefundene goldene Büchlein: Von der Wohlthat Christi, von Antonius Palearius. Aus dem Italienischen übersetzt von Erich Stiller. Hamburg, R. Kittler. —

Dies Buch, welches im Geiste der Reformation geschrieben war, erschien 1542 in Venedig; es wurde in 40,000 Exemplaren gedruckt, aber durch die eifrigen Bemühungen der Jesuiten mit einem solchen Erfolg unterdrückt, daß selbst Ranke kein Exemplar davon aufstreiben konnte. Der Verfasser, Professor der classischen Literatur in Siena, wurde noch in seinem 70. Jahre hingerichtet. In den letzten Jahren ist es gelungen, ein Exemplar desselben in England aufzutreiben, und wir erhalten darin ein lebendiges Bild von dem Geiste, der im 16. Jahrhundert zu einer religiösen Wiedergeburt führte. — Man hat neuerdings vielfach versucht, die sittlichen Grundsätze, welche wir dem Christenthum verdanken, mit der Weltanschauung, die sich aus der classischen Literatur, d. h. aus dem Heidenthum herschreibt, zu versöhnen. Der Versuch ist nicht zu umgehen, denn beides sind höchst wichtige Momente unserer Bildung, beides lebt in unmittelbarer Tradition fort, und wollen wir eine Einheit unsers Charakters und unserer Ueberzeugung erwerben, so müssen wir entweder eine Vermittlung finden, oder mit raschem Entschlus das Eine dem Andern opfern, wobei denn immer unser Gefühl auf irgend eine Weise verletzt wird. Was nun das Erste betrifft, so ist es freilich am bequemsten, aus beiden Bildungsformen diejenigen Momente auszuwählen, die uns gefallen, und das Uebrige auszuschneiden; allein die Principlosigkeit eines solchen Verfahrens gibt sich auch darin kund, daß niemals ein haltbares Gebäude daraus hervorgeht. Am leichtesten scheint es, die Bibel als die einzige Grundlage der christlichen Lehre festzuhalten, da sich in dieser kein System entwickelt hat, sondern nur eine Reihe von Lehren, Geschichten, Bildern, Gleichnissen u. s. w., wo sich denn immer Eins oder das Andere vorfindet, aus welchem man seine eigene Ansicht rechtfertigen, oder doch wenigstens als nicht verdammenswerth darstellen kann. Allein das historische Christenthum steht nicht vollständig in der Bibel, und wenn auch die Reformation theoretisch alle Beweisgründe, die nicht aus der Bibel genommen sind, verwirft, so gestattet sie doch in der Auswahl derselben dem Einzelnen keine Freiheit, sondern hält sich an die Ueber-